

Muttersprachwurzeln

Je näher wir ein Wort anschauen, umso ferner schaut es zurück, schrieb Karl Kraus kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Und weil er es damals schrieb, steht es hier. Er hat mit diesem Satz ein Loch in die Sprache geschlagen, durch das man bis ins Ende aller Zeiten und auch bis zum Anfang durchschauen kann. Er hat dieses Loch geschlagen, obwohl es vorher schon da war. Er hat im Leib der Sprache etwas bewusst gemacht: Ihre Lebendigkeit, ihre Schlangenhaftigkeit: Die Wörter sind nicht erst seit dem Anfang da, sie sind der Anfang und auch gleich noch die Entfernung zu ihm. Sie sind die Schlange, die sich um den Baum der Erkenntnis windet: Die Wörter sind die Schlange Ouroboros und fressen sich im Sprech- und Sprachakt selbst. Ouroboros, die Schlange, die ihren eigenen Schwanz in den Mund nimmt und sich selbst auffrisst, ein Zeichen für unendliche Gefräßigkeit, genau wie die Lemniskate, in die sich die Schlange, die sich um den Asklepios-Stab windet, leicht zusammenlegen lässt. Diese leibhaftigen Wörter sind auch die weiße Schlange aus dem Grimmschen Märchen. Als der Diener heimlich unter den Deckel der Schüssel, die er seinem Herrn immer am Ende von dessen Mahlzeiten serviert, schaut, entdeckt er die weiße Schlange und probiert sie (:Anfang allen Schreibens). Dieser unerschrockene Blick des Dieners unter den Deckel ist das was Karl Kraus meint, mit dem Anschauen eines Worts, das ab einer bestimmten Intensität des Anschauens die Augen aufschlägt und zurückschaut. Die Schranken fallen, die Schuppen der Sprache, die Schuppen auf der Schlangenhaut der Sprache und auch diejenigen der Netzhaut meiner Augen fallen zu den Sternschnuppen und es kommt zu einem Austausch, der, wenn er denn ausgehalten wird, den Blick öffnet bis auf den Grund aller Zeiten. Oder vom Schulkind aus gesehen: Den Blick öffnet auf die Zeit, als man Lesen lernte und die Wörter als Gebilde anschaute und manchmal wie Fremdlinge bestaunte. Lebendige, schwankende Bauwerke. Sich über den Zusammenhang dieser Gebilde mit dem was sie bedeuteten und der Art wie sie klangen, wunderte. Sich wunderte über den dissonanten Zusammenklang von Bauform und Bedeutung des Wortes Sauce. Was hat das Wort Sauce mit diesem träge sich ausbreitenden Geschehen auf meiner Zunge zu tun? Zergeht mir das Wort Sauce auf der Zunge? Das geschieht auch jetzt, während ich diese Zeilen schreibe. Ich verwandle mich in ein Leitmedium. Denn das ist es eigentlich, was Medien wollen: Übertragen. Nicht etwa eine Kultur anführen. Es ist eine Kommunion. Fleischwerdung des Wortes: Message in the bottle: The bottle is the message. Als dieses leitende Medium sitze ich also hier und nehme Kontakt auf. Zur Schlange Sprache. „Denn die Zeit ist eine Schlange“, schreibt Lars Gustafsson. Es ist

sehr unheimlich. Denn die Schlange Sprache reagiert unvorhergesehen und sie hört mit ihrem Körper. Manchmal öffnet sich auch das Maul des Worts und eine Zunge kommt raus, nicht etwa gespalten, sondern doppelt, so wie eine Stimmgabel und mit dieser doppelten Zunge züngelt es mich an und kann über bestimmte Signale, Schallwellen, Wärme-Ausstrahlung, ermessen, es kann mit seiner seismographischen Zunge hören, wie groß ich bin, ob es sich lohnt mich zu verschlucken. Es geht da immer ums Fressen oder ums Gefressenwerden. Bei kleineren Texten, wie diesem hier, fresse ich meistens die Schlange, und der Text ist dann diese Schlange, aber verdaut. Beim Schreiben meines ersten Romans wurde ich von ihr gefressen. Und was jetzt dasteht, ist das, was die Schlange verdaut hat. Bestehen also Texte aus diesen Begegnungen immer aus Scheiße? Entweder Menschen- oder Schlangenscheiße? Geschrieben, schreibt Roland Barthes, stinkt Scheiße nicht. Nein, man muss es übertragen verstehen. Das Verdauen ist metaphorisch gemeint. Das Verdauen ist eine Übertragung. Sogar die Metapher selbst ist eine Übertragung. Sie trägt etwas herüber und übersetzt dieses Herübertragen in die Sprache. So wie in „Ich bin ein Hügel“ von Friederike Kretzen (S. 9):

„Wir schwammen Kopf voran in der Hühnerfüttertonne. Zusammen mit den ein wenig zerstückelten silbergrauen Fischen. Und rote Krabben streckten ihre Fühler aus, die, trocken wie sie waren, stachen. Das war das Meer, in dem wir schwammen, den Hühnern brachten, die es aufpickten. Und wir sahen zu, wie sich in ihren Bäuchen das Wort Meer abzeichnete.“

Übrigens hat die Schlange nicht eigentlich meinen Körper gefressen, das hat zwar irgendwie mit dazugehört, aber vor allem wurde ich mit meinem ganzen Wesen, meiner Psyche, meiner Libido, meinen Erfahrungen, meinen Wurzeln, auch meiner Zungenwurzel gefressen. Ratzeputz. In einer Schlange drin zu liegen und von ihr verdaut zu werden, ist genauso unheimlich wie es klingt. Man zersetzt sich. Die Schlangenverdauungssäfte arbeiten an dir. Lösen dich auf, zerteilen und zergliedern dich, was sind Ballaststoffe, was lass ich dran, was kommt in diesen Magen, was kommt ins Kröpfchen. Meine Schlange hatte nämlich ein Kröpfchen. Das Schlangenköpfchen. In dem sie Wortgeringel sammelt. Mit dem sie junge Paradiesvögel füttert. Dazu ein andermal mehr. Es kam der Zeitpunkt meines Todes. Ich habe es geahnt, jeder ahnt es, wenn er anfängt einen Roman zu schreiben, man kommt nicht dran vorbei. Es war. Es kam unvermittelt. Ich lag in der Schlange, im ganzen sieben Jahre lang und habe mich in ihr eingeringelt. Fötal. Regressiv. Manchmal aggressiv, hätte ich eine Schere gehabt, hätte ich mich rausgeschnitten. Hätte ich mich aus mir selbst rausgeschnitten.

Komischer Scherenschnitt wäre das geworden. Ich habe versucht, mich mit ihren Gedanken zu verbinden und ihr Befehle gesendelt, gebittelt und gebettelt. Ich habe mich in sie verliebt, in ihr nobles, weißes Köpfchen, mit einem Krönchen drauf. Lilienbleiche, sterngeschmückte, am hohen Himmelstor! Ihre geschlitzten Augen, mit denen sie in die stockdunkle Finsternis schaut. Was siehst du? Träumst du mit offenen Augen? Als ich ihren kaltblütigen Willen gespürt habe, begann ich sie anzubeten. Ich habe sie in den Himmel hoch gehoben. Mich ihr unterworfen. Erregendes Tier, dem ich schutzlos ausgeliefert bin: die Göttin Tyche! In einer riesigen Kathedrale lag ich und vorne war ein Altar und dort saßen – etwas erhöht – zwei Schlangengottheiten, uralte Köpfe. Verkörperung teilnahmsloser Reptilienweisheit. Runzlige, weiße Haut. Viel kleiner als man annehmen würde. Dann war es wieder ein profaner Schlangemagen, in dem ich lag und es wurde mir warm. Dann wurde es heiß. Ich bekam Angst und glaubte, dass mein Tod ganz in der Nähe ist. Als es unerträglich heiß geworden war, fing ich an zu leuchten. Auch die Schlange leuchtete. Wir waren ein einziges smaragdgrünes Wort geworden. Pulsierendes Licht, wir gerieten in diese dem Schreiben inhärente Dialektik: Auf den Tod zu und von ihm weg. Am Ende waren wir in ihm drin, wie in einer lichtgeschwinden Lokomotive ins All hinein rasend. Die Schlange sagte: *estoy á oscuras*. Das heißt: Da bin ich, einfach und friedlich im schwarzen Innern der Liebe sitzend. Dann war sie weg und ich saß an meinem Schreibtisch. Zum ersten Mal konnte ich ermessen, was es heißt allein zu sein. Die sieben Jahre lagen als Schichten um mich herum, auch als Häutungen. Als Vibrationen, Pulsationen, Wellen. Ich hatte die Frequenz der Sprache aufgenommen, war zum ersten Mal in eine bewusste Verbindung mit ihr geraten. Vielleicht ähnlich wie luzides Träumen. Aber eben, Walter Benjamin warnt davor, den Traum zu verraten. Schreibe ihn nicht auf nüchternen Magen: Was Adorno getan hat und damit vielleicht sogar Benjamin verraten: Adornos ungeschriebene Dialektik der Aufklärung. Es geht darum, den Traum auf die Sprache hin zu öffnen, ohne ihn zu enträtseln. Vielleicht ist das ja die eigentliche Antwort, die Ödipus der Sphinx gibt. Als würde man die Innenseite einer noch nicht abgeworfenen Schlangenhaut lesen. Die andere Seite eines rätselhaften Ornaments, auf dem leuchtenden Gobelin: Urtext: Urtext der Mystik: Leuchtender Wunderblock unserer Kultur in der Durchdringung von Phylogenese und Ontogenese. In diesem Traum wächst der Muttersprachbaum, vor dem Oikos, dem Haus der Kindheit. Das Idiom vor dem Oikos. Oder Oikos im Idiom. Im Traum wächst ein Baum. In diesem Traum der Träume, dessen Grund die Kindheit ist und ihr ohnmächtig verlangender Laut. Der Muttersprachbaum wurzelt in der Kindheit, die im Bauch beginnt. Auf meinem Muttersprach-Idiom, dem Berner Schweizerdeutsch, heißt Bauch Buch. *Das Wappentier des Berndeutschen*

ist ein Bär. Und diesen Bär kann man sich als Lebkuchen in Form eines Bären einverleiben – ein alter indianischer Brauch, um sich die Kräfte eines überwundenen Gegners anzueignen, der noch in der christlichen Kommunion nachklingt – und ihn zugleich auch im Bärengraben (inzwischen ein weitläufiges Gehege) besichtigen. Wenn man den Lebkuchenbären direkt am Bärengehege isst, vermischt sich der Geschmack von Zimt, Honig und Haselnüssen mit dem wilden Geruch der lebendigen Bären – Vermischung also des Geschmacks des einverleibbaren Symbols der im Wappen der Hauptstadt der Schweiz verzeichneten ursprünglichen Wildheit der Schweizer und dem Geruch der Verkörperung dieser Wildheit im leibhaftigen Bär. Im Berndeutschen existiert genau deswegen keine Unterscheidung zwischen Geschmack und Geruch, beides heißt – in einem Sein das aus Bedeutung ist – als die aussprechbare und doppelzüngige Schlangenhaftigkeit des Dialekts: Schmöcke.

In diesem Bauch beginnen wir als Eizelle, auch genannt Zygote, die bald schon ein kleines Tier ist, aus dem ein neues Tier sich entpuppt und so weiter, bis wir die verschiedenen Stadien des Wilden in unserem Blut durchgemacht haben. Noch im Übergang zwischen Mineral, Pflanze, Tier, Mensch. Die Wahrnehmungsärmchen bis in die äußersten Spitzen der Äderchen, der Blutgefäße der Mutter hinein gestreckt, nicht nur ihres Körpers, auch ihrer Gefühle, ihrer Stimme, ihrer Empfindungen, was für ein seltsam schönes Mischwesen, kleine Mutter in der Mutter, die sich anschickt, etwas anderes als die Mutter zu werden, etwas anderes als Teil ihrer Haarwurzeln, Teil ihrer Geschmacksknospen. Jeder von uns war mal eine Mutter. Dieses Muttersein als Embryo, diesen seligen Zustand einer Symbiose, dieses merkwürdige Hybridsein, erlebt man ohne ein Bewusstsein davon und ohne es später erinnern zu können, aber irgendwo lagert sich diese Erfahrung doch ab, wahrscheinlich im tiefsten Grund des Körpergedächtnisses. Das Ärmchen des eigensinnigen Kindes, von Gott getötet, wächst mit seinem Eigensinn nachts durch die Grabdecke: Die Ärmchen sind Antennen und Verbindungen zur Mutter, die Gott drohen und dem wird natürlich bang, deswegen betten die Dorfbewohner tags darauf das Ärmchen zurück ins Grab, am nächsten Morgen ist es wieder hochgewachsen, bis die Mutter kommt und mit ihrer Rute aufs Ärmchen schlägt und jetzt kann sich der Eigensinn des armen Kindes erst hinein ziehen, ins Körpergedächtnis aller im Befreiungskampf gefallenen Völker unter der Erde. Diese vernichteten Völker sind die Muttersprachwurzeln, Idiome der Singularität, sind das Weibliche, die Symbiose aus Mutter und Kind als unausrottbares Partisanenvolk. Ist diese Zeit des Verwurzeltheits im Blut der Mutter und Verkabeltheits mit ihren Organen, ihrer Lunge, mit ihrer Plazenta, ihrer Stimme und Sprache vielleicht das konkrete Gegenbild unserer Vorstellung vom Paradies? Und der Baum des Lebens und der Erkenntnis ist eigentlich die Mutter, in der wir schwimmen? Und

hängt unser Umgang mit den Wurzeln unserer Sprache mit dieser ursprünglichsten aller Wurzeln zusammen? Die wir aber nicht erwischen, nicht sehen, nicht fotografieren, weder ausreißen, ausrotten, einspannen, reproduzieren oder verkaufen können. Nur lösen können wir uns von der Vorstellung, es sei möglich zurück in die Symbiose mit dem Muttersprachbaum zu kommen. Damit dreht sich der Satz mit dem Cherub von Kleist um: Das Paradies ist nicht verriegelt, sondern verloren. Wenn wir es verloren geben, können wir seiner inne werden und in Berührung kommen, mit der Zeit als wir eins waren, mit den Wurzeln im Fleisch unsrer Mutter. Dann müssen wir auch nicht mehr den Leib Christi essen, nicht das Herz einem getöteten Büffel rausreißen und unsere Zähne in sein pulsierendes Fleisch schlagen. Der Teufel und das Rumpelstilzchen überwinden ihre Habgier auf etwas lebendig Menschliches. Der innerste Impuls des auf Völker bezogen kolonialistischen und auf Körper bezogen posthumanistischen Gewaltakts wäre begriffen, als Sehnsucht nach etwas, das nicht zu erobern ist. Die Dichtung, die Kunst ist das Reservoir dieses Wissens aus dem Urgrund der Kindheit. Und die Blume, die aus dem Mensch erblüht, der aus der Muttersprachwurzel wächst, ist von tiefer, aber auch verstörend normaler Schönheit. Es gibt nichts Schöneres als ein Kind. Deswegen ist es so schwer anzusehen. Und wenn ein Erwachsener aus seinem Kindsein heraus erblüht, fahren wir aus der Haut, wenn wir ihn anblicken. Denn ein aus dem Kindsein heraus Erwachsener bekommt die Aura des Wortes, von dem Karl Kraus spricht. Die Erscheinung einer Ferne, so nah sie sein mag, als Körper. Ein Mensch wie ein Wort aus Fleisch und Blut. Was kann es Unheimlicheres geben? Denn das, was uns anblickt im Wort, ist nicht sichtbar. Wenn die Sonne sowohl Licht bringt, als auch wachsen lässt, dann ist das Denken, dieses Licht welches das Sein, das Eidos als wahrhaft Seiendes, möglich macht, nicht sichtbar. Diese Blindheit ist der Grund der Farblosigkeit unter unseren Augendeckeln und liegt als Heideggers Satz vom Grund unter unseren Augäpfeln. Die Kunst, die dichterische Sprache, der tanzende Körper macht diese Unsichtbarkeit ansehbar. Sie geschieht aus der Verbindung mit der Wurzel unserer Kindheit im Fleisch der Mutter. Und ist die tiefste Erfüllung unserer Lust. Sie ist das Geheimnis, das sich im Geschlechtsakt mit der Geliebten dem Mann offenbart: Es entbindet ihn von der inneren Erde und dreht für den Moment der Erfüllung die Regeln der Herrschaft um: Die aus Urzeiten anbrandende Welle schlägt um: Das Weib ist Herrschende, die Erde der Mond und der Schlaf ist der Tod geworden. Das Bild dazu – Mondnacht – hat Albert Welti gemalt.

Ich habe die Blume meiner Muttersprache auf einer Wiese der anarchistischen Friedensinsel Schweiz entdeckt: Sie spross aus dem Leichnam Walter Benjamins, der sich auf der Flucht

vor den Nazis – von Adorno und dem Institut für Sozialforschung im falschen Moment im Stich gelassen – das Leben genommen hat. Hermann Burger hat diese Blume auch gesehen und schrieb daraufhin seinen Roman: Die Künstliche Mutter. Und ließ seinen Helden, der seine Muttersprache verraten hatte, in diesem Verrat genesen von seiner Impotenz und gleichzeitig daran zu Grunde gehen. Die dialektische Spannung zwischen Phallogozentrismus und Muttersprachwurzel, die Hermann Burger damit in eine literarische Form übersetzt hat – im Bild des impotenten Körpers eines Germanistikprofessors, der vollständig bedeckt ist vom Muttermal –, kann sich mörderisch auswirken. Gerade in einem Land, in dem der Übergang von Dialekt/Muttersprache und Schulsprache/Sprache der kulturellen Zuschreibungen, von den Kindern noch oft erlebt wird als Verrat an der Muttersprache und damit auch an der Mutter selbst. Die Grenze zwischen Leben und Tod wird zur Haut, die tödlich verletzt werden kann. Und das Zentrum der totalitären Zwiebel, in dem sich laut Hannah Arendt der Führer verschanzt (und aus der heraus, wie sie andeutet, der Verrat Adornos an Benjamin motiviert war), öffnet sich: Entblättert einen nackten, auf die Folter zwischen Geburt und Tod gespannten Germanistikprofessor. Seit ich ihn gesehen habe, fällt es mir schwer, Fleisch zu essen. Und grade heute Morgen – als ich in meine Küche kam – habe ich in meiner Lebendfalle wieder mal eine Maus entdeckt, sie mit dem Alpha Romeo – dessen Marken-Zeichen eine Schlange ist – zehn Kilometer hinaus auf die Felder gefahren und ausgesetzt. Das Drahttürchen geöffnet und ihren Satz bewundert, den todesmutigen Sprung der winzigen Maus in hohem Bogen ins Grün hinein, wo sie sofort unsichtbar wurde. Mit dem Gefühl des Rückschlags des Satzes vom Mausekörper in der Handinnenfläche, ging ich zurück zum Auto und spürte dort die fehlende Anwesenheit des Tiers auf dem Beifahrersitz. In der Nähe des Zentrums des Schreibens und Schweigens, schreibt Friederike Mayröcker, ist eine Membran, eine Haut, eine Schwingung, ein Ein- und Ausgehen ohne gleichen: Erinnern wir uns daran, dass Bell&Clarke, als sie 1874 den Prototyp des ersten Telefonhörers bauten, das Trommelfell eines menschlichen Ohrs als Membran benutzten. Und das für Benjamin nicht Platon, sondern Adam der Vater der Philosophie war: Er hat die Dinge benannt: Wo Sprache zum Klang wird, öffnet sich der Augenblick auf sein Gedächtnis hin. Gedächtnis als Spur des Künftigen.

Diese Membran ist es auch, deren Funktionsweise nicht vom Alphabet abhängig ist. Die nicht mal abhängig ist vom Mensch und vom Logos. Die Schwingungen dieser Membran gehen auch von Steinen, Blumen und Sternen aus. Von Harfen, E-Gitarren, Subwoofern. Vom Herz zerreißen Lächeln des Autisten, den ich vor einem Jahr auf einem Konzert frei

improvisierender Musiker in Basel getroffen habe. Von Träumen und Mäusen. Die Graswurzeln machen eine Revolution und morgens leuchtet die Milch im Glas. Die Gebärende im Meer wird von Delphinen besucht und im Gesang dieser musikalischen Muttermilchsäuger löst sich der Geburtsschmerz wie Salz auf im Wasser. In der Berührung mit dem Tier, schreibt Benjamin, ist nicht unsere größte Angst von ihm verschlungen, sondern erkannt zu werden. Der Diener öffnet den Deckel vom Wort und erblickt eine Schlange. Mit der Geburt unserer Zivilisation wurde diese Schlange getötet. Der Diener schneidet sich ein Stück davon ab und isst es. Jetzt kann er die Sprachen der Tiere, die in seiner Angst selbst ein Tier zu sein, gebunden waren. Diese Angst, auch das sagt Karl Kraus, ringelt sich auf dem Grund des Worts, blitzt von der Kindheit jedes Menschen bis zur Kindheit der Menschheit und spaltet den Akt der Bewusstwerdung in Erkenntnis und Sünde. Nicht lange bevor Karl Kraus diesen Menschenkopf durchquerenden Blitz auf dem Grund des Wortes entdeckt hat, war der Kulturhistoriker und Anthropologe Aby Warburg nach Mexiko gereist, um einen Pueblo-Indianerstamm beim Schlangentanz zu beobachten. Bei diesem Tanz begeben sich die Indianer in tiefe Trance und nehmen den Kopf einer Schlange in den Mund. Anscheinend versteht die Schlange die Notwendigkeit des Rituals und lässt diese Prozedur über sich ergehen. Genau wie der heilige Georg dem Drachen den Kopf abgeschlagen hat, um die Jungfrau zu retten, mussten die Indianer früher die Schlange dem Wettergott noch blutig opfern. Die Tiefe des religiösen Opferimpulses der Pueblo-Indianer entspricht der Wasserarmut ihres Landes. Dieser Impuls lag wohl auch – als Angst – der frühesten Symbolbildung der Wilden zugrunde: Mit der Schlange als Abbild des Blitzes, Zeichen vom Gott des Wetters, konnten sie ihr Gefühl, den Naturgewalten schutzlos ausgeliefert zu sein, auf ein erträgliches Maß reduzieren: Das Symbol als Haus. Durch den Schutz des Symbols als Haus ließ sich die Natur als Abstraktion erst denken und der Indianer wurde mit dem Beginn der Moderne zum Künstler und Wissenschaftler: Er begriff, dass die Schlange kein Blitz war und erfand den Blitzableiter. Ein Geistesblitz, durch einen zeitengemischten Künstlerindianerphilosophen-Kopf, den noch McLuhan traf, als er schrieb: Mit der Elektrizität sind alle Zeiten gleichzeitig da. Die Aggression, die im Tötungsakt sich an der symbolisierenden Schlange entladen hat, erinnert mich an die Aggression des neugeborenen Kindes in einer Theorie von Melanie Klein. In ihrer psychoanalytischen Praxis hat Klein beobachtet, dass die symbiotische Abhängigkeit und Liebe des Kindes zur Mutter, die es besonders innig erlebt während des Saugens an der Brust, auch umschlagen kann in ohnmächtige/n Wut und Hass, auf diejenige die ihm die Brust entzieht. Erst wenn das Kind sich – mithilfe eines Prozesses des zur Sprachekommens – als getrennt und eigenständig von

der Mutter erleben kann, wird es fähig seinen Hass zu integrieren und die Mutter als eine von ihm geschiedene Wirklichkeit wahrzunehmen. Wenn diese Integration nicht vollständig gelingt, entstehen psychische Störungen, die beim Erwachsenen pathologisch sich als die Heimat verteidigender Hass gegen alles Fremde äußern kann. Der Prozess des zur Sprachekommens wäre in diesem Fall also schon in seinem Ursprung ein Akt der Bewusstwerdung, der denjenigen der seiner selbst bewusst wird, in der Ablösung von seinem symbiotisch geliebten Objekt, fähig werden lässt, diesem Objekt gegenüber die Empfindung von Hassliebe und Angst umzuwandeln in erkennend-anerkennde Freundlichkeit. Das würde bedeuten, dass die Bewusstwerdung bereits Sprache ist und dass das Wesen der Sprache Güte ist oder auch, dass das Wesen der Sprache Freundschaft und Gastlichkeit ist, so wie der französische Philosoph Emanuel Levinás schreibt:

„Sich von Innen erfassen – sich als Ich ereignen – ist nichts anderes, als sich durch die Geste erfassen, die sich schon nach außen wendet, um auswendig zu werden und zu erscheinen, um verantwortlich zu sein für das, was sie ergreift, um auszudrücken.“

Ein solcher Umgang mit den verwandelnden Möglichkeiten von Sprache und Leiblichkeit ist zugleich einfach und schwierig. Es braucht Zeit, Ruhe und Gelassenheit, um das sowohl Einfache als auch Schwierige daran wahrnehmen zu können. Seit einigen Jahren werden wir aber von allen Seiten angebrüllt, dass wir keine Zeit mehr hätten. Wenn wir keine Zeit mehr haben, verschließt sich das Wort auf seine ansehbare Ferne hin. Das derartig verschlossene, glatt gewordene, technologisch reproduzierbare und in Algorithmen unrechenbare Wort ist der Nährboden für faschistisches Denken. Dann wird die Schlange als Symbol missbraucht, so wie auf den Buchrücken der Erscheinungen im rechtsradikalen Antaios Verlag.

Die benannten dem Wort inhärenten Mehrfach-Spaltungen und Abspaltungen gehören zum Fundament des Logozentrismus, des Phonozentrismus und des Phallogozentrismus und sind der Grund für das Knirschen im Zuge der Kontinentalplattenverschiebungen im historischen Bewusstsein. Das Alphabet, der Code des historischen Bewusstseins, schreibt Vilém Flusser 1987 in „Die Schrift – hat Schreiben Zukunft?“ sei erfunden worden, um das magisch-mythische, prähistorische Bewusstsein zu überholen. Nun seien wir dabei das Alphabet aufzugeben, zugunsten eines neuen informatischen Bewusstseins. Der Grund dafür sei, dass wir des Fortschritts müde geworden seien: Das historische Denken habe sich als wahnsinnig

und mörderisch erwiesen. In dieser Argumentation ist jedoch die schlangenhaft-lebendige, dichterisch-künstlerische, freundlich-gastliche Seite des Wortes – die ein Teil des historischen Bewusstseins ist – verdrängt und abgespalten, so als hätte Flusser den Kontakt zu seiner Muttersprachwurzel verloren. *Auch wenn das ein Stochern im Nebel ist: Flusser schrieb seine Texte auf vier verschiedenen Sprachen, jedoch nie auf seiner Muttersprache Tschechisch. Und er hat sein Denken – ähnlich wie Adorno – im Exil entwickelt. Mit einem Meer zwischen sich und dem Muttersprachkontinent, auf dem seine Familie von den Nazis umgebracht worden ist.*

Die Spaltungen im Wort und Ausreißungen der Muttersprachwurzel gebären auch solche Bücher wie „Gesellschaft der Singularitäten“, von Andreas Reckwitz. Der Soziologe verwechselt darin Singularität mit dem Modebegriff Individualität/Authentizität und hat aus dieser Verwechslung heraus – die einem leicht unterlaufen kann bei der Übersetzung von Singularity in Singularität – eine umfassende Gesellschaftstheorie entwickelt. Aus dieser Theorie lässt sich ableiten, dass der Traum von Joseph Beuys – von einer Gesellschaft auf der Basis des kreativen Akts – sich realisiert habe. Dass der Traum von jedem Mensch als einem Künstler, von dem aus der Begriff der Kunst neu gedacht werden kann, von wo aus der Begriff der Arbeit und der Gesellschaft erneuert werden kann, jetzt Wirklichkeit geworden sei: Wir Bewohner der Spätmoderne lebten – Dank der Singularisierungsmaschine Internet –, in einer Gesellschaft, in der jeder Mensch zum Künstler geworden sei, weshalb es jetzt keine Künstler mehr brauche. Der Barthesche Tod des Autors, der ein verlebendiger Tod des zur Relationalität befreiten Subjekts wäre, zum rhizomatischen Schreiben und Sprechen, wird missverstanden und umgedeutet zum sich selbst ausbeutenden Kreativen des digitalisierten Zeitalters, der das Wort nach seinem Wert beurteilt – womit er den Markt zur neuen Bibel macht. Der in jeden einzelnen Mensch in der globalisierten westlichen Kultur introjizierte, eingeschriebene und sich in der Vernetzung einschreibende Werbetexter – dessen Gegenstand der Vermarktung er und seine Individualität ist – als allgemeine Verfasstheit des spätmodernen Subjekts. Der angeblich sogar von den empfindlichsten Wahrnehmungsorganen der Gesellschaft, der Künstler und Schriftsteller, einverleibt worden sei. Ein an den Literaturinstituten/Schreibschulen und auch sonst im ästhetischen Diskurs zur Praxis des Kunstschaffens immer mehr sich verhärtender Irrglaube: Der Künstler oder Schriftsteller könne sich in seinem künstlerischen Schaffen restlos mit den Anderen zusammenschließen und vernetzen, ohne seinen eigenen Ton, das Singuläre seiner Stimme zu verlieren, oder gerade in diesem Zusammenschluss zu seiner Singularität finden, erklimmt in

dieser Gesellschaftstheorie seinen phantasmatischen Gipfel. Der Satz von Walter Benjamin: Wer bis zu seinem 15 Lebensjahr nie von zuhause fortgelaufen ist, wird kein Künstler, zielt wohl auf diese Thematik ab: Im Moment der radikalen Trennung von den Anderen, das Kind das sich selbst aus der Familie und damit auch aus der Gesellschaft, seinem Stamm ausstößt, wird auf seinem Weg in die Wildnis – auf sich allein gestellt von zuhause weglaufernd – von den Wörtern, der Welt, den Bäumen, den Häusern auf eine Weise angesehen, die nur in diesem Moment des Alleinseins sichtbar und hörbar werden kann. Das Kind im Ausbruch aus der Familie und der Gesellschaft als ein aus dem Käfig der unbehaglich gewordenen Zivilisation ausgebrochener Wilder. Mit Adorno und auch den Strömungen der Dekonstruktion gesagt: Das mit sich selbst Nicht-Identische im menschlichen Subjekt ist seine Voraussetzung. Hannah Arendt sieht in diesem Zusammenhang, der bei ihr mit dem Begriff der Loneliness gefasst wird, das Schlangenserum gegen totalitäres Denken. Im Moment des Alleinseins mit sich in der Kindheit oder als Erwachsener im Kindsein, im Wachstum der Wörter und Formen, in Kontakt mit ihrer offenen Wandelbarkeit, findet der Künstler seinen singulären Ausdruck, der Schriftsteller seine singuläre Stimme. Das klingt in einem Satz aus „Am Felsfenster morgens“, von Peter Handke an: Von dem, was die anderen nicht von mir wissen, lebe ich. Die Autorin Swantje Lichtenstein – was für ein leuchtender Name! – schreibt in einem Essay zur jungen Literatur (Bella Nr. 50, S. 82), die Unterscheidung von Bühne und Privatem werde von den jungen Schreibenden nicht mehr getroffen, alle seien jetzt überall zeitgleich und vermischt. Solche Sätze – vom gläsernen Menschen als Künstler, der auf seine zur Schau gestellte Geheimnislosigkeit und panoptische Selbstüberwachung auch noch stolz ist – kommen aus einer selbstverordneten Taubstellung. Diese taub gestellte Sprache kommt von einem Ort, wo die Loneliness von Hannah Arendt, dieses Alleinseinkönnen und hören können auf die innere Stimme, nicht mehr existieren kann. Wenn diese Stimme nicht mehr gehört werden kann, in der eine schwache messianische Energie gespeichert ist, wie Benjamin schreibt, ist auch der Kontakt zu den Toten unterbrochen. Mit dieser Stimme ziehen seit vielen 1000 Jahren die Künstler und Schriftsteller die roten Fäden der Genealogie durch unsere Kultur. Mit ihr lassen wir unsere Ahnen durch die Masken der Kunst hindurch sprechen. Oder singen.

Die singuläre Stimme ist der wichtigste Trieb des Muttersprachbaums.

Als ein Teil der im Faschismus geflüchteten europäischen Juden – schreibt Hannah Arendt in „Wir Flüchtlinge“ – im Exil in Amerika ihre Muttersprachen aufgaben, um sich blitzschnell

zu assimilieren und dabei nicht anders konnten, als auch den Antisemitismus zu assimilieren, um zu den amerikanischsten Amerikanern Amerikas zu werden, entwickelten einige von ihnen – Arendt nennt sie Parias – eine Sprache der sich selbst jagenden Klischees. Die Allgemeinplätze produzierende Wurzellosigkeit dieser Sprache war so unsichtbar wie die Verzweiflung und das Schuldgefühl, der sich selbst zutiefst verleugnenden amerikanisierten Juden. Eine Sprache, deren Struktur durchtränkt war von Klischees, die entstehen konnten aus einem einer fremden Kultur angepassten Denken, das die Wurzeln zur eigenen Kindheit, familiären Herkunft, Stammbaum, Ahnenreihe und Tradition in einem autoaggressiven Akt, oder in einem mit dem Aggressor sich identifizierenden Akt, abgeschnitten hatte. Diese Sprache erinnert mich an die untote Gegenstände beschreibende untote Sprache von Andreas Reckwitz. Untote Sprache als Symptom der Wiederkehr des in seinem Begriff der Singularität Verdrängten. Womöglich gegen den Willen von Reckwitz wird in diesem Buch auf der Ebene einer Sozialwissenschaft das Humane egalisiert. Swantje Lichtenstein zitiert einen Satz aus seinem Buch: Und das besonders Allgemeine fällt dem Singulären schneller zum Opfer, als man meint. Ich würde diesen Satz folgendermaßen auf- und umdrehen: Dass in der digital homogenisierten und verallgemeinerten Gesellschaft die Singularität der Sprache grade verloren geht – weshalb im politischen Diskurs nicht mehr die Argumentation, sondern das Auslösen von Affekten bestimmend wird – deutet Reckwitz ins Gegenteil um, und bringt so ihren schmerzhaftesten Widersacher zum verschwinden: Die schlangenhaft lebendige Singularität der Muttersprachwurzel, die nicht aufhören wird, an die unerträgliche Dialektik von Geburt und Tod zu erinnern, wird ersetzt durch das Herz einer technologisch gewordenen Kultur.

Luke Wilkins